

Anna Daniel

Post- und dekoloniale Perspektiven

Fakultät für
**Kultur- und
Sozialwissen-
schaften**

Das Werk ist urheberrechtlich geschützt. Die dadurch begründeten Rechte, insbesondere das Recht der Vervielfältigung und Verbreitung sowie der Übersetzung und des Nachdrucks, bleiben, auch bei nur auszugsweiser Verwertung, vorbehalten. Kein Teil des Werkes darf in irgendeiner Form (Druck, Fotokopie, Mikrofilm oder ein anderes Verfahren) ohne schriftliche Genehmigung der FernUniversität reproduziert oder unter Verwendung elektronischer Systeme verarbeitet, vervielfältigt oder verbreitet werden. Wir weisen darauf hin, dass die vorgenannten Verwertungsalternativen je nach Ausgestaltung der Nutzungsbedingungen bereits durch Einstellen in Cloud-Systeme verwirklicht sein können. Die FernUniversität bedient sich im Falle der Kenntnis von Urheberrechtsverletzungen sowohl zivil- als auch strafrechtlicher Instrumente, um ihre Rechte geltend zu machen.

Der Inhalt dieses Studienbriefs wird gedruckt auf Recyclingpapier (80 g/m², weiß), hergestellt aus 100 % Altpapier.

Inhalt

1	Einleitung	4
2	Theoretische Anknüpfungspunkte	9
2.1	Antikoloniale Ansätze	10
2.1.1	Frantz Fanon – verkörperlichtes Wissen	10
2.2	Poststrukturalismus.....	12
2.2.1	Jacques Derrida – Dekonstruktion	13
2.2.2	Michel Foucault – Diskurstheorie und Diskursanalyse	15
2.3	Weiterentwicklungen des Marxismus	18
2.3.1	Dependencia-Ansätze und Weltsystemtheorie	19
2.3.2	Antonio Gramsci: Kulturelle Hegemonie und Subalternität.....	20
3	Anibal Quijanos Konzept der Moderne/Kolonialität/Dekolonialität	23
4	Die Frage der Repräsentation – wer spricht für wen?.....	28
5	Kultur, kulturelle Differenz und kulturelle Hybridität.....	35
6	Post- und dekoloniale Perspektiven zu den <i>ökologischen Herausforderungen unserer Zeit</i> 42	
7	Literatur	44

1 Einleitung

Post- und dekoloniale Perspektiven haben in den letzten Jahren vermehrt Eingang in die Soziologie gefunden. Darauf aufmerksam zu machen, dass die in Kolonialismus und Imperialismus etablierten Ungleichheiten bis heute in vielerlei Hinsicht fortwirken, ist das zentrale Anliegen post- und dekolonialer Wissenschaftler:innen und Aktivist:innen. Das Präfix ‚post‘ darf also nicht lediglich als historische Kategorie im Sinne einer ‚nach-kolonialen Situation‘ aufgefasst werden. Vielmehr ist der Begriff Postkolonialismus als eine Analyseperspektive mit politischem Anspruch zu verstehen, durch welche die, während der europäischen Kolonialexpansion entstandenen globalen Ungleichheiten, gezielt in den Fokus gerückt und in die Modernegeschichten eingeschrieben werden. Post- und dekoloniale Wissenschaftler:innen entwickeln gleichzeitig auch neue Verständnisse von Moderne, Kultur etc., die die postkoloniale Situation in verschiedener Hinsicht thematisieren und die herkömmlichen soziologischen Begrifflichkeiten, Erzählungen und Verständnisse herausfordern (vgl. Boatca 2016: 114, Bhabra 2007).

Denn post- und dekoloniale Perspektiven rücken insbesondere die Hierarchisierung in der Wissensproduktion ins Blickfeld und zeigen deren Bedeutung für Kolonialismus und Moderne auf: Edward Said, dessen Studie *Orientalismus* (1978) gemeinhin als eines der Gründungswerke postkolonialer Auseinandersetzungen in den Sozial- und Kulturwissenschaften gesehen wird, hat beispielsweise im Anschluss an Foucault aufgezeigt, wie das Orientbild, das Ende des 19. Jahrhunderts sowohl in den unterschiedlichen wissenschaftlichen Disziplinen als auch in künstlerischen Auseinandersetzungen und dem Kolonialdiskurs vorherrschend war, dem Westen als konstitutives Außen diente, da es in der Kontrastierung zum sagenumwobenen Orient möglich war, ein Bild vom Okzident als besonders rational und aufgeklärt zu entwerfen. Dabei interessiert sich Said nicht nur für die „Denkweise, die sich auf eine ontologische und epistemologische Unterscheidung zwischen ‚dem Orient‘ und (in den meisten Fällen zumindest) ‚dem Okzident‘ stützt“ (Said 2009: 11), sondern beleuchtet auch deren materielle, historische Dimension, also „die Legitimation von Ansichten, Aussagen, Lehrmeinungen und Richtlinien zum Thema sowie für ordnende und regulierende Maßnahmen“ (ebd.). Die Herausbildung des Okzidents bzw. der westlichen Moderne lässt sich also laut Said nur im Wechselverhältnis mit den kolonialen Wissenssystemen und Machtstrukturen begreifen.

In ähnlicher Weise hebt auch Stuart Hall in seinem berühmten Aufsatz „Der Westen und der Rest“ (1994) hervor, dass das mit der Aufklärung verknüpfte Bild des Westens als Vorreiter in Sachen Entwicklung, Säkularisierung, Industrialisierung und Urbanisierung nicht dem tatsächlichen Zustand der europäischen Gesellschaften entsprach, sondern dass diese Narration ein solch positives Selbstverständnis überhaupt erst hervorbrachte. Dieses positive Selbstbild ermöglichte es einerseits, sich vom unterentwickelten, Traditionen verhaftet bleibenden, ländlichen Rest abzugrenzen und andererseits Expansion, Kolonialismus und Ausbeutung überhaupt erst zu legitimieren. Diese vereinfachenden Differenzproduktionen seien es aber gerade, die den Diskurs so zerstörerisch machten (Hall 1994: 142f), da sie in den Alltagspraktiken der Menschen und auch in der soziologischen Theoriebildung immer wieder in ähnlicher Weise artikuliert werden und den hegemonialen Diskurs ständig aufs Neue reproduzieren (Hall 1989: 201).

Wie verschiedene post- und dekoloniale Theoretiker:innen herausgearbeitet haben, nehmen zudem rassistische Klassifizierungen eine wichtige Scharnierfunktion im kolonialen Gefüge ein und legitimieren sowohl Sklavenhandel als auch die Ausbeutung der Arbeitskraft und die

Ungleichbehandlung unterschiedlicher Personengruppen (Gilroy 1993; Quijano 2000).¹ Dass diese Ungleichheiten sich auch in der heutigen globalen Arbeitsteilung wiederfinden, darauf hat u.a. auch Gayatri Chakravorty Spivak aufmerksam gemacht, indem sie insbesondere die problematische Lage subalternen Frauen im globalen Süden in den Fokus gerückt hat: Auch kritische soziale Bewegungen wie etwa der Feminismus neigten dazu, sogenannte ‚masterwords‘ zu reproduzieren, wenn sie eine ‚globale Schwesternschaft‘ ausrufen, da sie unterschiedlichen materiellen Rahmenbedingungen und die marginalisierten Positionen der subalternen Frauen im globalen Süden und die daraus resultierenden unterschiedlichen Interessenslagen zu wenig berücksichtigen. Sie problematisiert einerseits solche ‚machtvollen Bezeichnungen‘ (masterwords, Spivak 1990: 104), welche die unterschiedlichsten Lebenserfahrungen unter einem Begriff – in diesem Falle die Frauen – subsumieren und Differenzen somit zum Schweigen bringen. In ihrem berühmten Aufsatz *Can the subaltern speak?* (1994) wirft sie jedoch auch die für den Zusammenhang der Repräsentation entscheidende Frage auf, wer im hegemonialen Diskurs überhaupt in der Lage ist, Gehör zu finden und für sich selbst sprechen kann und nimmt dabei eine wenig optimistische Einschätzung vor. Vor dem Hintergrund dieser Überlegungen weist Spivak auf die besondere Verantwortung postkolonialer Wissenschaftler:innen hin, die eigene Arbeit stets selbstreflexiv zu beleuchten um machtvolle Repräsentationen und Verallgemeinerungen nicht zu reproduzieren.

Allerdings hat Antonio Gramsci mit seinem postmarxistischen Verständnis von Subalternität und Hegemonie, welches für die Arbeiten der Subaltern Studies Group und viele weitere postkoloniale Wissenschaftler:innen sehr prägend war, gerade auch auf die Veränderbarkeit sozialer Strukturen und Prozesse hinweisen wollen: Entsprechend rücken etwa postkoloniale Theoretiker wie Homi Bhabha stärker die Hybridität und Veränderbarkeit von Macht- und Wissenskonstellationen in den Fokus. Sich für ein hybrides Kulturverständnis stark machend, hebt er hervor, dass es in der - dem Kolonialdiskurs zugrundeliegenden binären Denkweise - immer auch bereits Zwischenräume (er spricht hier von einem dritten Raum) gegeben habe. Er lenkt den Fokus gezielt auf die Performativität und Aushandlung kultureller Praktiken und möchte Kultur als Artikulationsraum verstanden wissen, in welchem kulturelle Zeichen und Praktiken stets aufs Neue verhandelt werden: „Dieser zwischenräumliche Übergang zwischen festen Identifikationen eröffnet die Möglichkeit einer kulturellen Hybridität, in der es einen Platz für Differenz ohne eine übernommene und verordnete Hierarchie gibt“ (Bhabha 2000: 5). Kulturelle Differenz konzeptualisiert er somit nicht im Sinne differenter Kulturen, sondern als Produktion von Differenz in der Praxis. Mit dem Hybriditätsbegriff möchte er auf den Prozesscharakter und die Unabschließbarkeit kultureller Deutungen hinweisen, welche in dem „dritten Raum des Aussprechens“ stets und unermüdlich ausgehandelt würden. Auch im dekolonialen Diskurs gibt es mit den Konzepten der Kreolisierung oder Transkulturalität Perspektiven, die für ein ähnliches Kulturverständnis eintreten.

Hinsichtlich der Moderneerzählungen, die für die soziologische Disziplin einen zentralen Stellenwert einnehmen, sind im Rahmen post- und dekolonialer Studien in den letzten Jahren verschiedene Ansätze entstanden, die eine von Europa ausgehende, unilineare Moderneerzählung gezielt revidieren. Die insbesondere geschichtswissenschaftlich arbeitende *Subaltern Studies Group* hat bereits im Indien der 1980er Jahre den Fokus auf die subalternen Bevölkerungsgruppen in Indien gelenkt und diese – entgegen der damals noch vorherrschenden Vorstellung einer von Europa

¹ Auf diesen Zusammenhang werde ich im 3.Kapitel noch näher eingehen.

ausgehenden Diffusionslogik der Moderne, in welcher die indische Entwicklung lediglich als nachholende Geschichte vorstellbar ist und die Subalternen deswegen auch nur präpolitischen Charakter haben können – als Protagonist:innen ihrer eigenen Geschichte anerkannt (vgl. Begrich und Randeria 2012). Insbesondere an das im Rahmen der *Subaltern Studies Group* von Sanjay Subrahmanyam entwickelte Konzept der *Connected Histories* (1997) wurde in den Folgejahren verschiedentlich angeschlossen (vgl. Chakrabarty 2000; Bhambra 2016). Dieser hatte für die frühe Neuzeit vielfältige kulturgeschichtliche Verknüpfungen zwischen dem indischen Subkontinent und Europa ausgemacht, die Indien wie Europa gleichermaßen in vielfältiger Weise geprägt haben. In der Soziologie hat Shalini Randerias und Sebastian Conrads an Subrahmanyam anschließende Konzeption der *Verwobenen Moderne* (Randeria/ Conrad 2002) viel Aufmerksamkeit erhalten: Sie problematisieren die lineare europäische Moderneerzählung und weisen darauf hin, dass die europäische Moderne-Entwicklung nicht abgekoppelt vom ‚Rest der Welt‘, sondern erst durch die vielfältigen globalen Austauschbeziehungen, Abhängigkeiten und Beeinflussungen entstanden ist, wobei Kolonialismus und Imperialismus eine zentrale Rolle gespielt haben (vgl. ebd.: 10; vgl. auch Randeria 1999: 377).² In diesem Sinne sei die moderne Geschichte auch eine geteilte Geschichte: Den Begriff „geteilt“ möchten sie sowohl im Sinne von *shared* als auch von *divided* verstanden wissen, d.h. der Fokus wird auf eine gemeinsame Geschichte der Interaktion und des Austauschs gelenkt, jedoch werden ebenso die Ambivalenzen und Abgrenzungsprozesse in den Blick genommen (Randeria/Conrad 2002: 17).

In eine ähnliche Richtung zielt auch Dipesh Chakrabarty mit seiner programmatischen Aufforderung Europa zu provinzialisieren: Das Projekt, Europa zu provinzialisieren, müsse das Eingeständnis beinhalten, „dass bereits Europas Aneignung des Adjektivs ‚modern‘ ein Stück globale Geschichte ist, von der die Geschichte des europäischen Imperialismus einen untrennbaren Teil bildet, und die Einsicht, dass diese Gleichsetzung einer bestimmten Version von Europa mit der ‚Moderne‘ nicht allein das Werk von Europäern ist.“ (Chakrabarty 2010: 62). Er lehnt die Moderneerzählung nicht pauschal ab, vielmehr macht er auf die enge Verknüpfung von Geschichtsschreibung, Imperialismus und Kolonialismus aufmerksam und fordert dazu auf „in die Geschichte der Moderne die Ambivalenzen, die Widersprüche, die Gewaltanwendungen und die Tragödien und Ironien einzuschreiben, die sie begleiten“ (ebd.: 63). Eine so verstandene Geschichtsauffassung weist auf den Zusammenhang von Idealismus und Gewalt hin, durch welchen die Moderneerzählung „auf gleichsam natürliche Weise“ zur einzig legitimen Metaerzählung werden konnte, um so „ein hyperreales Europa aus dem Zentrum der historischen Einbildungskraft zu verdrängen“ (ebd.: 64). Allerdings hat Dipesh Chakrabarty in seinen Arbeiten in den letzten zwanzig Jahren auch einen erheblichen Wandel vollzogen und hat sein geschichtswissenschaftliches Wirken mehr und mehr einer Perspektive verschrieben, die stärker den Einfluss der Menschheitsgeschichte auf das Erdsystem in den Fokus rückt. Damit wurde er zu einer wichtigen Stimme in den Diskursen um das Anthropozän und wird auch als solche in der Soziologie in den letzten Jahren häufig rezipiert.

² Sie grenzen sich hier insbesondere vom Ansatz der *Multiple Modernities* ab, welche im Anschluss an Weber von Shmuel Eisenstadt (2000) entwickelt wurde und der die unterschiedlichen Pfadabhängigkeiten und kulturellen Besonderheiten der Moderneentwicklung unterschiedlicher Nationalstaaten betont, verflechtungsgeschichtlichen Aspekten dabei jedoch kaum Aufmerksamkeit schenkt. Auch den neueren Ansätzen der Globalgeschichtsschreibung stehen sie kritisch gegenüber, da sie das nationalstaatliche Paradigma hier durch die Vorstellung von einer abstrakten Totalität der Welt abgelöst sehen (vgl. Conrad und Randeria 2002: 17f).